

Linguistische
Arbeiten

141

Herausgegeben von Hans Altmann, Herbert E. Brekle, Hans Jürgen Heringer,
Christian Rohrer, Heinz Vater und Otmar Werner

Jürgen Lenerz

Syntaktischer Wandel und Grammatiktheorie

Eine Untersuchung an Beispielen aus
der Sprachgeschichte des Deutschen

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1984



CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Lenerz, Jürgen:

Syntaktischer Wandel und Grammatiktheorie : e. Unters. an Beispielen aus d.
Sprachgeschichte d. Dt. / Jürgen Lenerz. - Tübingen : Niemeyer, 1984.
(Linguistische Arbeiten ; 141)

NE: GT

ISBN 3-484-30141-1 ISSN 0344-6727

© Max Niemeyer Verlag Tübingen 1984

Alle Rechte vorbehalten. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,
dieses Buch oder Teile daraus photomechanisch zu vervielfältigen.
Printed in Germany. Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorbemerkung	VII
Einleitung	1
1. Sprachwandeltheorien des 20. Jahrhunderts - Überblick und eigene Standortbestimmung	5
1.1. Einleitung	5
1.2. Die junggrammatische Tradition	8
1.3. 'Triebkräfte' des Sprachwandels	13
1.4. Strukturalismus	16
1.4.1. Allgemeines	16
1.4.2. 'drift'	17
1.4.3. Martinet	19
1.4.4. Coseriu	20
1.5. Generative Transformationsgrammatik	23
1.5.1. Allgemeines	23
1.5.2. Phonologischer Wandel (Kiparsky)	25
1.5.3. Syntaktischer Wandel (Klima, Traugott)	26
1.5.4. Einwände	30
1.5.5. Lightfoot	34
1.6. Reaktion auf die Behandlung des Sprachwandels in der generativen Grammatik	39
1.6.1. Analogie	39
1.6.2. Andersens Sprachwandelmodell	43
1.6.3. Zum Verhältnis von Spracherwerb und Sprachwandel	45
1.6.4. Sprachliche Heterogenität	46
1.6.5. Zu 'funktionalen' Erklärungen des Sprachwandels	49
1.6.6. Verschiedene Grammatikmodelle	50
1.7. Eigene Standortbestimmung	51
2. Zur 'Entwicklung' der Nebensätze im Deutschen	55
2.1. Einleitung	55
2.2. Traditionelle Entstehungstheorien	56
2.2.1. Einleitung	56
2.2.2. Zur Entstehung der <i>daß</i> -Sätze	57
2.2.3. Zur Entstehung der Relativsätze im Deutschen	58
2.2.4. Adverbialsätze	68
2.3. Zu den Begriffen 'Hauptsatz' und 'Nebensatz', 'Koordination' und 'Subordination'	69

VI

2.4. Generative Analyse der Haupt- und Nebensatzstruktur im Deutschen	72
2.4.1. Allgemeines	72
2.4.2. Zur syntaktischen Struktur des Deutschen	77
2.5. Die generative Analyse in ihrer Anwendung auf die 'Entwicklung' der Nebensätze im Deutschen	99
2.5.1. Zu <i>daß</i> -Sätzen, Relativsätzen, Adverbialsätzen	100
2.5.2. Probleme der Kasuszuweisung bei Relativsätzen	116
2.6. Zusammenfassung und Bewertung	124
3. Zur 'Entwicklung' der nhd. Verbstellung	126
3.1. Einleitung	126
3.2. Überblick über die Verbstellung im Nhd.	127
3.3. Überblick über die Entwicklung der Verbstellung im Deutschen	129
3.4. Theorien zur Entwicklung der Verbstellung im Deutschen	132
3.4.1. Die Junggrammatiker	132
3.4.2. Fourquet	135
3.4.3. Fleischmann	137
3.4.4. Der typologische Ansatz; die Sprachwandeltheorie von Vennemann	138
3.4.5. Erwerb der Verbstellung durch Kinder	143
3.5. Ein generativer Erklärungsversuch	145
3.5.1. Allgemeines	145
3.5.2. Die zugrundeliegende Verbstellung	150
3.5.3. Die Anfangsstellung des finiten Verbs	151
3.5.4. Die Zweitstellung des finiten Verbs	154
3.5.5. Die Endstellung des finiten Verbs	157
3.5.6. Zur Stellung der Pronomina in der 'Wackernagel'-Position ...	164
3.5.7. Die Ausklammerung	169
3.5.8. Die Verb-Umstellung	172
3.6. Abschließende Bemerkungen	179
Zusammenfassung und Ergebnis	182
Siglen und Abkürzungen	187
Verzeichnis der zitierten Quellen	188
Literaturverzeichnis	191

VORBEMERKUNG

Die vorliegende Arbeit stellt die stark gekürzte Fassung einer Untersuchung dar, die im Januar 1983 vom Fachbereich 11 (Germanistik) der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster als Habilitationsschrift anerkannt wurde. Im Interesse eines möglichst raschen Erscheinens wurde auf eine eingehendere Überarbeitung verzichtet; ein Kapitel zur Einführung in die 'revised extended standard theory' und ein Kapitel zur Syntax des expletiven *es* in der Geschichte des Deutschen wurden gestrichen, die übrigen Kapitel gekürzt. Das ursprüngliche Manuskript wurde im Sommer 1982 abgeschlossen; auf seitdem erschienene Literatur konnte jeweils nur kurz verwiesen werden. Die Belegbeispiele aus älteren Sprachstufen sind in der Regel der angegebenen Sekundärliteratur entnommen. Herrn Betram Dick danke ich dafür, daß er Zitate und Stellenangaben sorgfältig überprüft und gegebenenfalls nach den neuesten Ausgaben korrigiert hat. Wo die in der älteren Literatur angegebenen Ausgaben nicht mehr verfügbar waren, ist das jeweils vermerkt, zu weiteren Einzelheiten vgl. das Verzeichnis der zitierten Quellen.

Ohne die vielfältige Unterstützung von Kollegen, Freunden und meiner Familie wäre die vorliegende Arbeit nicht möglich gewesen. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt, insbesondere Herrn Prof. Dr. Klaus Grubmüller, der mich stets großzügig unterstützt und hilfreich beraten hat.

Münster, Oktober 1983

Jürgen Lenerz

EINLEITUNG

Die vorliegende Arbeit stellt einen Versuch dar, vornehmlich anhand von Beispielen aus der Sprachgeschichte des Deutschen syntaktische Veränderungen mit den Mitteln der generativen Grammatik zu beschreiben. Das erscheint aus zweierlei Gründen notwendig: Zum ersten existieren so gut wie keine umfangreicheren generativen Untersuchungen zur syntaktischen Struktur früherer Sprachstufen des Deutschen, so daß die Beschreibung an sich schon ein Desiderat darstellt. Zum andern aber ist es für die Präzisierung und eine möglicherweise notwendige Modifizierung der zugrundegelegten Grammatiktheorie unumgänglich, sie an Daten zu prüfen, die nicht auf das Englische beschränkt sind, wie das in vergleichbaren Arbeiten bisher im wesentlichen der Fall ist.

Aus dieser Grundsituation ergibt sich das Erkenntnisinteresse der Arbeit: Es sollen sowohl im Rahmen neuerer Vorschläge der generativen Grammatiktheorie überzeugende Darstellungen der syntaktischen Veränderungen im Deutschen gemacht werden als auch Argumente für die angemessene Form der Grammatiktheorie selber aus diesen Untersuchungen gewonnen werden. In den meisten Fällen, in denen ein Sprachwandel beschrieben werden soll, ergibt sich nämlich (und das nicht nur im Rahmen traditioneller Theorien), daß mehrere unterschiedliche 'Erklärungen' für den jeweils zu beobachtenden Wandel zur Verfügung stehen. Um unter solchen konkurrierenden Darstellungsmöglichkeiten eine *begründete* Entscheidung treffen zu können, müßte man über allgemeine Prinzipien des Sprachwandels verfügen. Solche Prinzipien, die allgemeingültig und zugleich konkret genug sind, um für Einzelfälle eine Entscheidung zugunsten der "richtigen" Beschreibung des Sprachwandels zu ermöglichen, liegen m.E. nicht vor. Worauf man sich aber stützen kann, sind die im Rahmen einer allgemeinen Grammatiktheorie vorgeschlagenen Prinzipien, denen jede Grammatik einer Einzelsprache genügen muß. Diese Prinzipien sind als Universalien zu interpretieren, die sich auf allgemeine, möglicherweise angeborene Strukturen menschlicher Sprach- und Sprachlernfähigkeit zurückführen lassen. Insofern stellen diese Prinzipien der Grammatiktheorie einen äußeren Rahmen für möglichen Sprachwandel dar, da keine Beschreibung eines Sprachwandels Strukturen postulieren darf, die den universellen Bedingungen für "mögliche Grammatiken menschlicher Sprachen" widersprechen.

Als der wohl weitestgehende und am präzisesten ausformulierte Vorschlag einer derart umfassenden Sprachtheorie muß auf dem Gebiet der Syntax m.E. zur Zeit das Grammatikmodell angesehen werden, wie es sich in den neueren Versionen der von Chomsky und seinen Schülern erarbeiteten sogenannten 'Revised Extended Standard Theory' (REST) und der sogenannten 'Pisa Theorie' darstellt. Dieses Modell wird den Untersuchungen zugrundegelegt. Dabei sind neben relativ festgelegten und damit kaum veränderlichen Strukturprinzipien menschlicher Sprachen, die in diesem Modell angenommen werden, auch Bereiche vorgesehen, innerhalb derer sich sowohl synchrone wie diachrone Variation erfassen läßt. Neben den allgemeinen Regelschemata, die zu der sogenannten 'core grammar' gehören, müssen also einzelsprachlich jeweils unterschiedlich zu fixierende Parameter sowie idiosynkratische Filter u.ä. angenommen werden. Möglicherweise tritt diachroner Wandel nur in den Bereichen auf, in denen auch synchrone Variation zu beobachten ist, während grundlegende syntaktische Strukturen wesentlich weniger einer diachronen Veränderung unterliegen.

In diesem Sinne ergibt die Untersuchung also nicht nur neue Beschreibungen für an sich bekannte syntaktische Veränderungen des Deutschen, sondern es soll sich anhand der ausführlichen Diskussion der unterschiedlichen Darstellungsmöglichkeiten im Rahmen der zugrundegelegten Theorie zeigen, welche Struktureigentümlichkeiten jeweils als relativ oder absolut stabil und welche als mehr oder weniger leicht veränderlich anzusehen sind. Damit kann die diachrone Betrachtung in diesem Zusammenhang als Beitrag zur Bestimmung 'markierter' versus 'unmarkierter' Strukturen dienen. Dies bildet die Grundlage zu einer Bewertung der Prinzipien der allgemeinen Grammatiktheorie, die ja die jeweilige Form der diskutierten einzelsprachspezifischen Grammatiken bestimmen. Insofern stellt die Untersuchung also nicht nur einen Beitrag zur diachronen Grammatik des Deutschen, sondern auch zur Präzisierung der allgemeinen Grammatiktheorie dar. Dabei ergeben sich zusätzlich Beschreibungen der Struktur der deutschen Gegenwartssprache, welche nicht nur historisch begründet sind, sondern sich aus den durch die diachrone Untersuchung bestätigten allgemeinen Prinzipien der Grammatiktheorie ableiten und wahrscheinlich machen lassen. Ausgangs- und Endpunkt der Untersuchung ist also stets die aus der diachronen Veränderung entstandene syntaktische Struktur des Nhd.

Die untersuchten syntaktischen Veränderungen werden ganz bewußt als 'autonom syntaktisch' angesehen, d.h. im wesentlichen unabhängig von den mit den Formen jeweils verbundenen semantischen Interpretationen. Das soll keineswegs bedeuten, daß der enge Zusammenhang zwischen Form und Funktion geleugnet würde: Es handelt sich hier zunächst um eine methodische Abgrenzung bei der Untersuchung der jeweils relevanten Strukturen. So wird es sich z.B. bei der Betrachtung der Verb-

stellung ergeben, daß sich in diesem Sinne rein *syntaktisch* vermutlich relativ wenig geändert hat. Beispielsweise sind Verb-Erst-, -Zweit- und -Endstellung sowohl in den ältesten Sprachstufen wie im gegenwärtigen Deutsch zu beobachten; lediglich ihre jeweilige hauptsächliche Funktion, die der Identifizierung von Entscheidungsfrage, Haupt- oder Nebensatz dient, hat sich möglicherweise gegenüber der früherer Sprachstufen verschoben, wenn sich auch noch Reste älterer Verwendung finden lassen, wie etwa bei Verb-Erststellung in Aussagesätzen bei bestimmten Erzählstilen. Aus dieser und ähnlichen Beobachtungen ist der Schluß ableitbar, daß sich Sprachwandel insgesamt weniger im Bereich der Syntax als im Bereich der semantischen oder pragmatischen Verwendung syntaktischer Formen abspielt. Dies jedoch scheint mir ein Ergebnis zu sein, das im Einklang mit verschiedenen traditionellen und modernen Sprachwandeltheorien steht, die in diesem Zusammenhang besonders die pragmatischen und soziolinguistischen Aspekte betonen. Die strenge Abgrenzung eines autonom syntaktischen Bereichs der Sprachstruktur erlaubt es also, sprachliche Veränderungen im Rahmen der gesamten Sprachstruktur genauer zu lokalisieren. Dabei scheint sich zu ergeben, daß der vielfach vertretene Glaube an strukturimmanente Wandeltendenzen zumindest stark relativiert werden muß zugunsten eines Bildes, das die Beständigkeit der wesentlichen Strukturen betont, aber den Wandel der jeweiligen Interpretation, Funktion und Verwendung dieser Strukturen hervorhebt.

Die Arbeit geht wie folgt vor:

- Im 1. Kapitel werden verschiedene theoretische Standpunkte zum Sprachwandel im allgemeinen und zum syntaktischen Wandel im besonderen referiert und kritisch diskutiert. Dabei gehe ich vor allem auf unterschiedliche Positionen bei den Junggrammatikern, im Strukturalismus und in der generativen Grammatik ein. (Typologische Ansätze werden im Kapitel 3 behandelt.) Es schließt sich eine Darstellung meines eigenen Standpunktes an, der sich in den Untersuchungen der folgenden Kapitel ausführlicher an empirischem Material erläutert findet. Es erweist sich nämlich, daß für weite Bereiche der Syntax überhaupt kein Wandel angenommen zu werden braucht, so daß sich folglich auch eine spezielle Theorie syntaktischen Wandels weitgehend als überflüssig erweist. Lediglich in der sprachspezifischen Wahl bestimmter Parameter, die die 'core grammar' offen läßt, sowie im Bereich ohnehin variabler stilistischer Regeln und im Lexikon (strikte Subkategorisierung) ist ein Wandel zu beobachten, der aber weitgehend der auch synchron vorliegenden Variabilität entspricht.
- Kapitel 2 befaßt sich mit der sogenannten 'Entstehung' der Nebensätze und kontrastiert die traditionellen Beschreibungen mit einer generativen Darstellung der Struktur des Nhd. Es ergibt sich, daß von einer 'Entstehung' von Nebensätzen so-

wohl aus rein terminologischen wie aus allgemein strukturellen Gründen nicht gesprochen werden kann: Eingebettete Sätze hat es stets gegeben, und ihre Beschreibung leitet sich für das Ahd., Mhd. und Fnhd. aus den gleichen zugrundeliegenden Strukturen ab wie die der nhd. Nebensätze. Ein Wandel besteht aus dieser Sicht lediglich in der strikten Subkategorisierung satzeinleitender Elemente sowie bei bestimmten sprachspezifisch festgelegten 'markierten' Erscheinungen.

- Das 3. Kapitel wendet sich der Verbstellung zu. Hier wird neben traditionellen Theorien und dem 'strukturalistischeren' Ansatz Fourquets auch der typologische Erklärungsversuch Vennemanns behandelt. Eine eigene generative Darstellung legt die gleiche Struktur zugrunde, die für die Beschreibung der Nebensätze entwickelt wurde. Auch hier ergibt sich, daß sich die Verhältnisse im Ahd., Mhd. und Fnhd. auf der Grundlage der gleichen syntaktischen Struktur beschreiben lassen wie das Nhd. Scheinbare Veränderungen betreffen Bereiche, die auch synchron variabel sind, vor allem die Ausklammerung und die Umstellung des finiten Verbs bei doppeltem Infinitiv u.ä. Lediglich im Bereich der Endstellung des Verbs läßt sich ein Wandel in der Festlegung bestimmter sprachspezifischer Parameter feststellen, der seine Erklärung möglicherweise in allgemeinen typologischen Erscheinungen findet.

SPRACHWANDELTHEORIEN DES 20. JAHRHUNDERTS - ÜBERBLICK UND EIGENE STANDORTBESTIMMUNG.

1.1. Einleitung

In diesem Kapitel wird der eigene, in der vorliegenden Arbeit vertretene Standpunkt skizziert, der sich aus der generativen Grammatik ableitet. Das geschieht vor dem Hintergrund verschiedener theoretischer Positionen zum Problem des Sprachwandels, die im 20. Jahrhundert von Bedeutung gewesen sind. Aus Platzgründen können jedoch die Auffassungen der Junggrammatiker, der sich an sie anschließenden traditionellen Grammatik, des Strukturalismus, der generativen Grammatik und der (meist strukturalistisch geprägten) Kritik an letzterer nur überblickartig und stark verkürzt behandelt werden.

Das Phänomen des Sprachwandels muß von jeder ernstzunehmenden Sprachtheorie erfaßt werden; die in der Geschichte der Sprachwissenschaft dazu vertretenen Positionen unterscheiden sich insbesondere darin, welchen Stellenwert sie dem Sprachwandel grundsätzlich zuerkennen. Eine Frage, die in den verschiedenen sprachwissenschaftlichen Schulen jedoch kaum gestellt und ernsthaft erforscht worden ist, ist die Frage nach den grundsätzlichen rein linguistischen *B e - s c h r ä n k u n g e n* sprachlichen Wandels. Diesem Problem wendet sich die vorliegende Arbeit, bezogen auf die Ebene der syntaktischen Struktur, zu. Es soll nämlich untersucht werden, ob sich generelle und sprachspezifische strukturelle Bedingungen feststellen lassen, die den Rahmen festlegen, innerhalb dessen sich eine Sprache im Bereich der Syntax überhaupt verändern kann.

Um diese kurz skizzierte Fragestellung etwas ausführlicher zu erläutern, möchte ich mich auf eine logische Vorklärung beziehen, die Coseriu seiner Arbeit (1974) zugrundegelegt hat. Er unterscheidet bei der Untersuchung des Sprachwandels zwischen drei grundsätzlichen Problemen (S. 56):

- "a) dem *rationalen* Problem des Wandels (warum sich die Sprachen verändern, das heißt, warum sie nicht unveränderlich sind);
- b) dem *generellen* Problem der Veränderungen, das [...] nicht ein 'kausales', sondern ein 'konditionales' Problem ist (unter welchen Bedingungen Veränderungen in den Sprachen gewöhnlich auftreten); und
- c) dem *historischen* Problem eines bestimmten Wandels."

Womit sich die vorliegende Arbeit befaßt, ist ein Teilproblem des unter b) genannten *generellen* Problems. Meine Fragestellung lautet: Welche Veränderungen

der syntaktischen Struktur einer Sprache sind bei einem synchronen Zustand A überhaupt möglich und welche nicht? Als Beispiel sollen bestimmte syntaktische Veränderungen in der Geschichte des Deutschen ausführlicher behandelt werden. Das Ergebnis der Arbeit kann dabei als vorsichtiger Beitrag zur Bestimmung substantieller Universalien angesehen werden, wie sie im sprachtheoretischen Rahmen angenommen werden, der durch die verschiedenen (und z.T. leicht unterschiedlichen) Arbeiten Chomskys abgesteckt wird.¹

Aus diesen Bemerkungen ergibt sich auch, welche Probleme in der vorliegenden Arbeit nur am Rande behandelt werden. Die Frage, *warum* Sprachen sich wandeln, wird in einer Übersicht über forschungsgeschichtlich bedeutsame Ansichten zur Ursache sprachlichen Wandels kurz diskutiert, aber auf sie kann und will diese Untersuchung keine Antwort geben, - dies u.a. auch deshalb, weil ich der Ansicht Coserius folge, daß es sich bei einer bestimmten, häufig anzutreffenden kausalen Interpretation der *rationalen* Frage (a) im Grunde um ein Scheinproblem handelt. Ebenso wenig sollen meine Untersuchungen als Beiträge zum *historischen* Problem (c) verstanden werden. Untersuchungen, die diesem Aspekt gewidmet sind, liegen zu Teilbereichen in relativ großer Zahl vor; sie bilden in der Regel die Grundlage für die Sprachgeschichtsschreibung, in der die sprachlichen Veränderungen häufig parallel zu allgemein geschichtlichen (d.h. politischen, wirtschaftlichen, kulturellen usw.) Entwicklungen betrachtet und auf diese bezogen werden. Das erweist sich in bestimmten Bereichen, insbesondere dem des Lexikons, grundsätzlich als sinnvoll, da sich dort häufig ein kausaler Zusammenhang zwischen allgemein historischen und sprachgeschichtlichen Erscheinungen herstellen läßt, während das auf anderen Gebieten (Lautwandel, syntaktischer Wandel) wahrscheinlich nur bedingt gilt. Zu solchen sprachgeschichtlichen Untersuchungen jedoch soll die vorliegende Arbeit keinen Beitrag liefern;² vielmehr bedient sie sich der Ergebnisse vorliegender sprachgeschichtlicher Untersuchungen, die sie einer Analyse unterzieht, aus der sich die zentrale Frage nach den Beschränkungen syntaktischen Wandels einer Antwort näher bringen läßt.

Welcher Art sind nun diese "Beschränkungen", denen der Sprachwandel speziell im Bereich der Syntax unterliegt, und die (wenn man Weinreich/Labov/Herzog (1968, 99f.) folgt) die Kernaussage einer "Sprachwandeltheorie" darstellen? Als ich mit den Voruntersuchungen zu dieser Arbeit anfang, schwebte mir vor, be-

1 Vgl. dazu u.a. Chomsky (1965, 1975, 1980a, 1981a); die in der vorliegenden Arbeit relevanten Universalien werden von Kanngießer (1973) als 'Typ 2-Universalien' bezeichnet.

2 Vgl. Vennemanns (1976a) kritische Bemerkungen zum Verhältnis von Sprachgeschichtsschreibung und Linguistik.

stimmte Typen syntaktischen Wandels mit bestimmten Regelveränderungen in Zusammenhang zu bringen und Beschränkungen zu formulieren, denen diese Regelveränderungen unterliegen. So schien es z.B. möglich, den Verlust bestimmter Tilgungsregeln als möglichen syntaktischen Wandel grundsätzlich auszuschließen. Das träfe etwa auf Fälle zu, in denen ein ursprünglich fakultativ auftretendes Element im Verlauf der Sprachgeschichte immer häufiger vorkommt und schließlich obligatorisch wird. Rein technisch ließe sich ein solcher Wandel, wie er etwa durch die Zunahme des expletiven *es* im Deutschen oder die Entstehung des periphrastischen *do* im Englischen belegt ist (vgl. Lenerz 1979 und 1982), durch den Verlust einer zunächst fakultativen Tilgungsregel erfassen. Solch eine Beschreibung erscheint allerdings intuitiv unangemessen, da es sich offenbar bei diesen Fällen darum handelt, daß ein Element im Verlauf der Sprachgeschichte in bestimmten syntaktischen Positionen immer häufiger auftritt. Es erscheint deshalb widersinnig, für diese *Ausbreitung* einer syntaktischen Erscheinung die *Abnahme* und schließlich den *Verlust* einer Tilgungsregel anzunehmen. Aufgrund dieser und ähnlicher Beobachtungen erschien also eine Verschärfung und Verfeinerung der Beschränkungen, denen die Veränderung des syntaktischen Regelsystems unterliegt, sinnvoll.

Es erwies sich zudem, daß einige entscheidende Entwicklungen der Theorie der generativen Grammatik, die unter der Bezeichnung 'Revised Extended Standard Theory' (REST) zusammengefaßt werden, eine andere Darstellungsmöglichkeit eröffneten, ja erzwingen: Dadurch, daß diese Theorie zwischen einem unmarkierten Kernbereich (*core*) und einem mehr oder weniger markierten Randbereich (*fringe*) von grammatischen Erscheinungen unterscheidet, erlaubt sie u.a. die Darstellung innersprachlicher (dialektaler, soziolektaler, idiolektaler usw.) Variation. Damit genügt sie in einer bestimmten Weise den immer wieder zu Recht erhobenen Forderungen, eine adäquate Sprachtheorie müsse in der Lage sein, die Heterogenität eines (synchronen) Sprachsystems zu erfassen. Durch diese von der Grammatiktheorie zugelassene Variationsbreite (oder: Heterogenität) einzelsprachlicher Grammatiken sind aber nicht nur Grenzen und Möglichkeiten synchroner Variation festgelegt, sondern es sind zugleich die Möglichkeiten und die Beschränkungen diachroner Variation bestimmt. Denn diese Grammatiktheorie erfaßt nicht nur die vom Kernbereich der Grammatik "abweichenden" markierten Erscheinungen, sondern sie enthält zugleich (vornehmlich synchron begründete) Einschränkungen, die genau stark genug sind, nur prinzipiell mögliche Variation zuzulassen. Die Entdeckung solcher generellen Einschränkungen, die formaler und substantieller Art sind, stellte ja seit dem Erscheinen der 'Aspects' das wesentliche Forschungsprogramm der generativen Grammatik dar. Es erwies sich nun im Laufe der Untersuchung, daß

(zumindest für einen überraschend großen Bereich) diachrone syntaktische Veränderungen genau denselben Beschränkungen unterliegen, die auch für synchrone syntaktische Variation gelten. Das soll im einzelnen in den folgenden Kapiteln gezeigt werden. Mit dieser (hier knapp skizzierten und vorweggenommenen) Schlussfolgerung reduziert sich also der Bereich, den eine spezifische 'Sprachveränderungstheorie' erfassen müßte, da sich offenbar wesentliche Beschränkungen, die eine solche Theorie zu formulieren hätte, bereits notwendig in der allgemeinen Grammatiktheorie finden bzw. aus ihr aufgrund der einzelsprachlichen Grammatik deduktiv ableitbar sind.

Dieses Ergebnis hat zwei wichtige Konsequenzen: Zum einen legt es nahe, bei allen diachronen syntaktischen Veränderungen zunächst nach solchen synchronen Analysen zu suchen, aus denen sich der diachrone Wandel ohne die Annahme mehr oder weniger radikaler struktureller Veränderungen ableiten läßt. Zum anderen aber findet die zugrundegelegte Grammatiktheorie, die weitgehend aufgrund synchroner Analysen erstellt wurde, auf überzeugende Weise eine zusätzliche Bestätigung durch den Nachweis ihrer diachronen Tauglichkeit.

Bevor wir uns jedoch eingehender mit den in diesem Zusammenhang auftretenden Fragen befassen, sollen kurz in einem forschungsgeschichtlichen Überblick die wesentlichen Standpunkte zur Diachronie, insbesondere auf dem Gebiet der Syntax, sowie die jeweils besonders hervorzuhebenden Probleme einzelner Positionen dargestellt werden.³

1.2. Die junggrammatische Tradition

Als große theoretische *Summa* des junggrammatischen Standpunktes gelten allgemein Hermann Pauls 'Prinzipien der Sprachgeschichte'. Die Grundzüge der Paulschen Sprachwandeltheorie stellen sich wie folgt dar: Eine Sprache existiert allein im individuellen Sprachgefühl von Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft, ist also eine als 'Sprachus' bezeichnete Abstraktion über individuell leicht unterschiedliche reale psychische Repräsentationen. Die Sprache manifestiert sich jeweils nur im sprachlichen Handeln der Individuen, welches eine gewisse Variation erlaubt, die in der Freiheit des Individuums, seinen Ausdrucksabsichten, der Einstellung auf den Kommunikationspartner und in seinem Idiolekt sowie durch das Spannungsverhältnis zwischen individuellem Sprachgefühl und allgemeinem 'Sprach-

³ Als Handbücher seien u.a. erwähnt: Arens (1969), Lepschy (1969), Helbig (1971), Boretzky (1977), Bynon (1977, dt. 1981) (vgl. dazu Lenerz demn.), Amirova/Ol'chovikov/Roždestvenskij (1980), Scaglione (1981) sowie die Einzeldarstellungen in Sebeok (1975); neuere Literatur findet sich auch in Cherubim (1980a).

usus' begründet ist. Durch diese Variation, durch das ständige Wechselspiel zwischen Sprachusus und Sprechfähigkeit sowie durch die ständige "Neuerzeugung" der Sprache in der Spracherlernung durch Kinder unterliegt die Sprache einem ständigen Wandel.

Exemplifiziert wird das vornehmlich an den 'Sprachlauten' und ihrer Veränderung (vgl. Paul 1920, Kap. 3, S. 49-73). Die Gesetzmäßigkeit des Lautwandels sieht Paul dabei anders bestimmt als in den Naturwissenschaften (S. 68): "Das Lautgesetz sagt nicht aus, was unter gewissen allgemeinen Bedingungen immer wieder eintreten muß, sondern es konstatiert nur die Gleichmäßigkeit innerhalb einer Gruppe bestimmter historischer Erscheinungen." Es zeigt sich also, daß die Suche nach prinzipiellen strukturellen Bedingungen oder Beschränkungen des Lautwandels (über die rein physiologischen oder psychologischen Bedingungen hinaus) für Paul offenbar kein Erkenntnisziel darstellt.⁴ Das gilt auch für den Bereich der Syntax, wenn auch die Bemerkungen Pauls zum syntaktischen Wandel insgesamt gesehen und im Vergleich zu seinen Ausführungen zum Lautwandel wenig explizit sind und weitgehend im Allgemeinen und Spekulativen verharren. Das hängt wohl hauptsächlich damit zusammen, daß den Junggrammatikern keine differenzierte Syntaxtheorie zur Verfügung stand. Paul bezieht sich vor allem auf die Beziehung syntaktischer Erscheinungen zu den als zugrundeliegend angenommenen 'psychologischen' oder 'logischen' (S. 282) Relationen zwischen den auszudrückenden Sachverhalten. Dabei definiert er (S. 121ff., Kap. VI) den Satz wie folgt:

"der Satz ist der sprachliche Ausdruck, das Symbol dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat, und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen."

Zum sprachlichen Ausdruck dieser Verbindung von Vorstellungen unterscheidet er zwischen Mitteln der Wortstellung, der Intonation und der grammatischen Kennzeichnung mittels 'Verbindungswörtern' und Flexion (S. 123f.). Syntaktischer Wandel entsteht seiner Ansicht nach dadurch, daß ein "Gegensatz zwischen dem psychologischen (logischen) Verhältnis der Satzbestandteile untereinander und ihrem rein grammatischen Verhältnis entstehen kann" (S. 282). Zwar beruht das grammatische Verhältnis der Satzglieder zueinander auf der Grundlage des Psychologischen (S. 124), - da aber die grammatischen Beziehungen in gewisser Weise festliegen (usuell sind), während bei den psychologischen Verhältnissen "die alte, nie ganz zu vernichtende Freiheit in der Verknüpfung der Begriffe

4 Zur Diskussion des Paulschen Lautwandelbegriffes sowie des Lautgesetzes vgl. u.a. Weinreich/Labov/Herzog (1968), Vennemann/Wilbur (1972), Reis (1974a, 1978), Cherubim (1980a).

waltet" (S. 282), ergeben sich u.U. "neue Konstruktionsweisen", wenn der "Widerspruch" zwischen grammatischer und psychologischer Gliederung "usuell wird" (S. 282). Neben diesem Mechanismus sieht er auch Analogie (S. 110ff.) sowie Sprach- oder Dialektmischung (Kap. 22) als Ursachen syntaktischen Wandels an.

Unklar bleibt an Pauls Konzeption vieles, vor allem, was die zugrundeliegenden "psychologischen Kategorien" (S. 263ff.) eigentlich sind. Das gleiche Problem findet sich in den meisten sogenannten 'funktionalen' Auffassungen der Syntax und des syntaktischen Wandels bis in die jüngste 'traditionelle' Literatur, ohne daß die in den meist ungenügend reflektierten oder unausgesprochen vorausgesetzten theoretischen Grundannahmen liegenden Gründe erkannt wären.

Es ist allerdings hier auch die unterschiedliche, fast 'autonom syntaktisch' zu nennende Position von Ries (1894) zu erwähnen, die jedoch offenbar nicht genügend Einfluß auf die Forschung gehabt zu haben scheint. Ries setzt sich kritisch mit den theoretischen Grundlagen der Beiträge zur Syntax im 19. Jahrhundert auseinander.⁵ Er kritisiert vor allem die häufig anzutreffende teilweise Gleichsetzung von Syntax und Bedeutungslehre,⁶ die sich ja z.B. auch in den einleitenden Bemerkungen zu den Syntax-Bänden von Pauls (1919) Deutscher Grammatik findet, wo es heißt (S. 3): "Die Syntax ist ein Teil der Bedeutungslehre, und zwar derjenige, was schon das Wort besagt, dessen Aufgabe es ist, darzulegen, wie die einzelnen Wörter zum Zwecke der Mitteilung zusammengeordnet werden." Demgegenüber stellt Ries heraus, daß man in der Syntax (wie auch in der Wortlehre) zwei Aspekte zu unterscheiden hat: den formalen und den bedeutungsmäßigen. Zwar leugnet Ries nicht, daß es auch Aufgabe der grammatischen Beschreibung ist, die Funktion (Bedeutung) syntaktischer Formen zu erfassen, - er betont jedoch ausdrücklich die Notwendigkeit, beide Aspekte methodisch voneinander zu trennen (S. 127f.):

"Andererseits muß, auch wenn sich die Trennung der Formenlehre von der Bedeutungslehre der Wortgefüge für die **D a r s t e l l u n g** nicht oder nur selten empfehlen sollte, an der Forderung aufs strengste festgehalten werden, daß diese Trennung bei der **F o r s c h u n g** selber niemals versäumt werde. Nur bei der sorgfältigsten Beobachtung des methodischen Grundsatzes, der in der analytischen Grammatik das Ausgehen von der Form zur Pflicht macht, ist die Gefahr unberechtigter Übertragung der syntaktischen Gesetze einer Sprache auf die andere zu vermeiden."

5 Zur Geschichte des Satzbegriffes vgl. u.a. Delbrück (1900), Reis/Wunderlich (1924), Ries (1931), Seidel (1935), Skála (1962) sowie Jellinek (1913/14), Glinz (1947) u.a.

6 Aus der zeitgenössischen Literatur sowie aus Ries' eigenen Formulierungen geht im übrigen hervor, daß der Begriff 'Bedeutungslehre' nicht mit 'Semantik' gleichgesetzt werden kann, sondern sich vielmehr auf den 'Gebrauch' oder die 'Funktion' der formalen Mittel bezieht, vgl. Ries (1927, 70 u. 80f. sowie 186, Anm. zu S. 102, Absatz.)

Als zu erstrebendes Ziel einer derart verstandenen Syntax sieht er dabei "die Aufstellung vollständiger Formenschemata der in einer Sprache gebildeten Wortgefüge" (S. 138) sowie eine Analyse der Mittel zur Bildung solcher Wortgefüge. Erst aus dieser formalen Betrachtung, die sich auch formaler Darstellungsmittel (S. 138) bedienen soll, ergibt sich die Möglichkeit sowohl der Bedeutungsbestimmung wie auch des Vergleichs historisch sich verändernder Formen. Daß eine solche zunächst formal orientierte Vorgehensweise sich auch für die historische Darstellung eignet, wird zudem in den 1927 für die 2. Auflage angefügten ergänzenden Bemerkungen (S. 175ff.) ausdrücklich verteidigt. Welcher Art jedoch die formale Beschreibung syntaktischer Phänomene sein soll, bleibt unklar.

Deutlicher ist hier Blümel (1914), der sich Ries im wesentlichen anschließt. Im 'Versuch eines Aufbaus der Syntax' wird von der Form ausgehend ein Entwurf einer Syntax gegeben, die in Ansätzen das kreative (generative) Moment wie auch eine gewisse hierarchische Strukturierung syntaktischer Gebilde enthält.⁷ So sagt er (S. 71f.): "Die schöpferische Tätigkeit der Analogie ist also notwendig, um ein wirkliches, echtes syntaktisches Gebilde, z.B. einen echten Satz entstehen zu lassen". Die Rolle der Analogie besteht darin, neue Sätze nach dem Muster bekannter Sätze zu bilden. (Auf den Analogiebegriff und die mit ihm verbundene Problematik kommen wir unten zurück.) Dabei können solche Muster z.T. auch fälschlicherweise übertragen werden. Durch derartige "falsche" Analogie (S. 72) kann schließlich auch syntaktischer Wandel bedingt sein (vgl. S.237ff.). Dieser und andere Mechanismen syntaktischen Wandels werden durch anschauliche Beispiele illustriert, aber insgesamt bleiben die Bemerkungen zum syntaktischen Wandel doch eher allgemein. Von einer differenzierten Theorie des syntaktischen Wandels kann jedenfalls in verschiedener Hinsicht nicht die Rede sein. Vor allem bleibt etwa beim Wandel durch Analogie unklar, aus welchen Gründen der vermeintliche Wandel sich gerade in der angegebenen Richtung vollzieht und nicht umgekehrt, d.h. welche von zwei konkurrierenden Formen als das Muster der Analogiebildung angesehen wird und aufgrund welcher Bedingungen. Auch ist der Begriff der syntaktischen Form undeutlich, da von den andeutungsweise entwickelten Mitteln zur (teilweise hierarchischen) Strukturbeschreibung (S. 17ff.), die den Baumgraphen strukturalistischer Grammatiken ähneln, kaum Gebrauch gemacht wird. Eine differenzierte Strukturbeschreibung wird nicht entwickelt. Da eine solche ausführlichere Beschreibung vorhandener syntaktischer Strukturen weitgehend un-

⁷ Vgl. zu einer stammbaumartigen Darstellung Blümel (1914, 17f.); dort findet sich auch ansatzweise ein Transformationsbegriff (S. 108: "Verwandlung"), der z.B. auch auf die Aktiv-Passiv-Konverse bezogen wird.

terbleibt, kann natürlich auch die Frage nach der *Beschränkung* syntaktischen Wandels nicht gestellt werden. Die Frage, was auf der Grundlage einer vorhandenen syntaktischen Struktur also überhaupt nur als "möglicher Wandel" anzusehen ist, kann nicht diskutiert werden, - sie wird auch nicht gestellt.

Eine derartig 'autonome' Begriffsbestimmung und inhaltliche Abgrenzung der Syntax, die Ries (1894, ²1927) gibt, steht jedoch einigermaßen vereinzelt da. Sie hat vergleichsweise wenig Einfluß auf die Praxis gehabt, die sich weiterhin an der unreflektiert übernommenen Gliederung der klassischen Grammatiken orientierte. Die Kritik, die Ries an Syntax-Darstellungen des 19. Jahrhunderts übte, läßt sich deshalb ohne weiteres auch auf die in der junggrammatischen Tradition stehenden Arbeiten zur Syntax übertragen, die z.T. bis heute als Standardwerke gelten. Als Beispiele seien etwa Paul (1919, 1920), Reis/Wunderlich (1924) und - in der Fortsetzung dieser Tradition - Dal (1962) genannt. Vor allem aber gilt das für die an Stofffülle und treffenden Einsichten in die verschiedensten Probleme der synchronen und vor allem diachronen Syntax des Deutschen bis heute nicht übertroffene Gesamtdarstellung von Behaghel (1923ff.). Ungeachtet ihres nicht zu leugnenden Wertes muß doch festgestellt werden, daß dieses Werk ohne den Versuch einer eigenen theoretischen Standortbestimmung auszukommen glaubt und sich als ein voluminöses 4bändiges Beispiel einer von Ries kritisierten "Mischsyntax" darstellt.⁸

Hinsichtlich der traditionellen (hier weitgehend junggrammatischen) Sprachwissenschaft ergibt sich also insgesamt folgendes Bild: Mangels eines ausreichenden syntaktischen Strukturbegriffes ist sie darauf angewiesen, Veränderungen rein oberflächenstrukturell zu beschreiben und dabei z.T. recht erhebliche Umordnungen anzunehmen; - das wird in Kap. 2 und 3 an einigen Beispielen deutlicher werden. Die Erklärung der so beschriebenen syntaktischen Veränderungen geschieht dabei im wesentlichen durch funktionale, semantische oder psychologische Hypothesen, für deren Plausibilität in der Regel keine unabhängigen Kriterien angegeben sind. Darüberhinaus ist es m.E. unklar, in welchem Maße semantische oder psychologische (d.h. hier meist: wahrnehmungspsychologische) Kriterien zur

⁸ Behaghel (1923ff.) behandelt im 1. und 2. Band "Die Wortklassen und Wortformen", im 3. Band "Die Satzgebilde" und im 4. Band "Wortstellung. Periodenbau". Der Vorschlag von Ries (1927, 172) sieht demgegenüber folgende Gliederung vor:

- I. Lehre von den Wortgruppen,
- II. Lehre von den Sätzen,
- III. Lehre von den Gefügen aus Wort und Satz,
- IV. Lehre von den Satzgefügen.

Auf verschiedene Versuche, diese rein syntaktisch-formale Gliederung in einer deskriptiven Grammatik anzuwenden, verweisen Reis/Wunderlich (³1924).

Erklärung einer rein formalen syntaktischen Umstrukturierung herangezogen werden sollten, - wenn überhaupt. Im Vordergrund sollte doch zunächst die Beschreibung und die daraus ableitbare formale Beschränkung des formalen Wandels selber stehen, - eine Forderung, die schon Blümel (1914a, 97ff.) für die Syntaxforschung insgesamt aufstellte. Von diesem Ausgangspunkt aus scheinen mir grundsätzlich solche Theorien vorzuziehen zu sein, die syntaktische Veränderungen auch so weit wie möglich im Rahmen und mit den Mitteln einer (autonomen) syntaktischen Theorie zu erklären in der Lage sind und die nur minimalen Gebrauch machen müssen von nicht-syntaktischen oder gar von außerlinguistischen Begriffen. Diesen Ansprüchen kann die traditionelle Linguistik nicht genügen, wie sich an Arbeiten bis in die jüngste Zeit nachweisen ließe, und es ist zu bezweifeln, ob sie sie überhaupt als relevante Kriterien ansähe.

1.3. 'Triebkräfte' des Sprachwandels

Aus der funktionalen und psychologisierenden Betrachtungsweise von Syntax, wie man sie typischerweise in junggrammatischen Darstellungen findet, leiten sich verschiedene Versuche zur Erklärung syntaktischen Wandels ab. Ihnen ist gemeinsam, daß sie den etwa von Paul (1920) skizzierten Mechanismus stärker differenziert darstellen, indem sie Tendenzen herausarbeiten, die den ständigen Ausgleich zwischen überlieferter Form und aktuellem Ausdrucksbedürfnis bestimmen. Das gilt im Grunde für alle traditionell orientierten Arbeiten, wenn sie sich nicht mit der reinen Deskription begnügen. Dabei werden die zur Erklärung syntaktischen Wandels postulierten 'Tendenzen' *a priori* aufgestellt, im wesentlichen bloß intuitiv begründet und in ihrer Wirksamkeit und in ihrem Zusammenwirken nur mehr oder weniger anekdotisch dargestellt, so daß sich keine explizite Theorie syntaktischen (oder allgemein: grammatischen) Wandels ergibt.

Die wohl umfassendste Darstellung der für den syntaktischen Wandel verantwortlichen Faktoren findet sich in Havers (1931), über den auch spätere Ausführungen (vgl. Admoni (1973, 1977), Moser (1967), Koenraads (1953) u.a. mehr) nicht hinausgehen.⁹ Havers trennt zwischen 'Bedingungen' des Sprachwandels sowie den 'Triebkräften'; durch das Ineinandergreifen beider ergibt sich die tatsächliche sprachliche Entwicklung. Als 'Bedingungen' bezeichnet er die "in der äußeren Sprachform liegenden", die "in der psycho-physischen Beschaffenheit des Menschen liegenden" sowie die "Bedingungen der Umwelt". Der größte Raum seiner Aus-

⁹ Als Vorläufer ist die Schrift von Bredsdorff (1821, jetzt in dt. Übers. 1970, ²1975) zu erwähnen (vgl. Jankowski 1976, 270). Vgl. zu Havers (1931) auch die unterschiedliche Bewertung in den Rezensionen von Bloomfield (1934) und Behaghel (1932a).

führungen ist den Bedingungen gewidmet, die in der psycho-physischen Beschaffenheit des Menschen liegen, und hier unterteilt Havers in solche, die "durch die Volkspsyche" gegeben sind und solche, die zu syntaktischen Fehlern führen.¹⁰ Sie werden illustrativ dargestellt, - es ist aber zugleich deutlich, daß die gegebene Liste im Prinzip recht beliebig ist und grundsätzlich wohl leicht ergänzbar oder veränderbar wäre. Es werden jedenfalls (bei aller scheinbaren Plausibilität einzelner 'Bedingungen') keine allgemeinen Prinzipien genannt, aus denen sich zwangsläufig die gewählten Bedingungen und nur diese als die einzig relevanten ergäben. Das gleiche gilt für die 'Triebkräfte'. Auch hier ist keine prinzipielle Einschränkung erkennbar, so daß die Wahl der für den syntaktischen Wandel verantwortlich gemachten 'Bedingungen' und 'Triebkräfte' beliebig erscheinen muß. Zudem fehlt eine deutliche Abgrenzung, die bei den teilweise gegenläufigen 'Bedingungen' oder 'Triebkräften' angäbe, unter welchen Voraussetzungen genau welche Tendenzen wirksam werden. Es wird lediglich *post factum* illustriert, wie die Bedingungen und Triebkräfte im jeweiligen Einzelfall ineinandergreifen.

Eine weitere Arbeit, die die syntaktischen Auswirkungen derartiger funktionaler Tendenzen behandelt, ist Koenraads (1953). Koenraads setzt als bestimmende Prinzipien 'Ökonomie' und 'Efficiency' an, die einander derart ergänzen, daß durch sie jede syntaktische Erscheinung und jede Veränderung erfaßt werden kann. Dabei wird es als 'Efficiency' bezeichnet, wenn die gleiche Ausdrucksfähigkeit mit möglichst geringen Mitteln erreicht wird (S. XV). Das ergänzende Prinzip der Sprachökonomie dagegen drängt stets auf Vereinfachung der sprachlichen Ausdrucksmittel. Am Beispiel der Fixierung der Endstellung des finiten Verbs in der Geschichte des Deutschen (Kap. 2, bes. S. 95f.) sowie anhand einer Analyse eines Textes im modernen Deutsch (Kap. 3) zeigt sich jedoch die Zirkularität des Vorgehens, die m. E. dem gesamten Erklärungsprinzip anhaftet: Der Ausdruckszweck, hinsichtlich dessen in dem Textbeispiel 'Efficiency' bestehen soll, wird erst nachträglich definiert. Es scheint insgesamt, als seien 'Ökonomie' und 'Efficiency' derart einander ergänzende Prinzipien, daß sich durch sie sozusagen alles 'erklären' läßt: Wenn ein Sprachwandel nicht 'ökonomisch' ist, wird behauptet, daß der 'ökonomische' Abbau von Ausdrucksmitteln zum Verlust eines differenzierbaren Ausdrucks geführt hätte, so daß die Erreichung des Ausdruckszwecks eine scheinbar 'unökonomische' aber eben 'effiziente' Verkomplizierung der Ausdrucksmittel erforderlich machte. Auch hier erweist sich, daß eine solchermaßen unrestringierte und nicht explizite 'Theorie' im Grunde empirisch nicht angreifbar ist, da sie für jeden vorliegenden Fall je nach Lage der Dinge eines der beiden

10 Dieser Aspekt wird etwa auch von der modernen 'Fehlerlinguistik' wieder aufgenommen, vgl. Fromkin (1980), Bierwisch (1970), Cherubim (1980b) u.ä.